

Zeitschrift: Scharotl / Radgenossenschaft der Landstrasse
Herausgeber: Radgenossenschaft der Landstrasse ; Verein Scharotl
Band: - (1984)
Heft: 24

Rubrik: Vierzehn Tage Landstrasse mit der Familie Häfeli

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



AUS DER SCHWEIZER ILLUSTRierten

VOM 3. OKTOBER 1984:

SASHA PORTMANN

VIERZEHN TAGE LANDSTRASSE

MIT DER FAMILIE HAEFELI

Dienstag, 9. August:
Mit einiger Verspätung treffe ich am Dienstag abend im Restaurant Post in Bubendorf ein. Da stehen die Mofas der Fahrenden-Familie und die Anhänger, vollbepackt mit Körben.

Im Restaurant sitzen die drei Häfelis, die für die nächsten 13 Tage meine Familie sein werden: Kaspar, 60, Fritz, 25, und seine Freundin Rosmarie, 27.

Kaspar meint auf meine Entschuldigung nur: «Muesch nöd pressiere, chunsch no früe gnuet i Himmel – Schön, dass de da bisch.» Zur Begrüssung gibt's riesige Pizzas. Gegen Mitternacht verlassen wir die Beiz, einige Flaschen Bier unter dem Arm, und fahren zum Übernachten in den nahen Wald. Bei Bier und Tee sitzen wir um das Feuer, und die Häfelis führen mich in ihr Leben ein, erzählen Geschichten.

Dann schlafen wir ein. Zu viert, ganz nahe beieinander. Eingewickelt in Decken. Mitten in der Nacht erwache ich: «Tschueper» (Geist), der vierjährige Schnauzer, liegt auf meinen Füßen. Mir ist warm.

Mittwoch, 10. August:

Um zehn Uhr stehen wir gemütlich auf. Rosmarie schminkt sich vor dem Mofa-Spiegeln. Fritz wird langsam ungeduldig. Doch Vater Kaspar sagt ruhig: Der Himmel ist bewölkt – kein Grund zum Pressieren wegen der Hitze am Mittag.» Wir fahren nach Liestal, um ein Patent für den Kanton Baselland einzuholen. In der Stadt ist gerade Markt. Dann gilt für die Fahrenden Hausverbot, aber wir wollen ja aufs Land hinaus.

Um 14 Uhr. Fritz steht beim Patentamt mit dem Strafregisterauszug aus Bern vor dem Schalter.



Der Beamte in Liestal ist freundlich und erklärt Fritz, dass er nicht mehr täglich bei der Polizei das Papier stempieln lassen muss. Das ist neu, und Fritz ist sichtlich erleichtert: «Da hat sicher die Genossenschaft der Landstrasse gedrückt.»

Wir fahren ins Depot nach Gunzgen, einer Garage, in der die Häfelis ihre Habe aufbewahren, um den Schleifstein abzuholen.

Wetter unbestimmt. Wir schlagen unser Lager beim Waldhaus oberhalb der Autobahnraststätte Gunzgen auf.

Mitten in der Nacht fängt's an zu regnen – Vater Kaspar hat also doch recht gehabt mit seiner Prognose. Im Verlaufe der zwei Wochen sollte ich noch merken, dass seine Wettervoraussagen immer stimmen.

Am Feuer erzählt Fritz «Tschuepergeschichten» (Gespensstergeschichten) vor dem Einschlafen. Ich ertappe mich dabei, wie ich ins Dunkle und

die uns umgebende Stille hinaushorche.

Donnerstag, 11. August:

Es ist neun Uhr. Durch die Baumwipfel dringen warme Sonnenstrahlen, und ich habe mich noch nie so wohl gefühlt: Aufstehen ohne Stress und Wecker. Mitten im Wald.

Vater Häfeli ist schon vom Kaffeetrinken zurück und liest den «Blick». Anschliessend geht eine heftige Diskussion über eine Meldung um entführte und misshandelte Mädchen los. Fritz ereifert sich am meisten: «Das gibt's bei uns Jenischen nicht! Uns sind Kinder heilig. Wenn ich so einen Sauhund erwischen würde! Der bekäme gehörig etwas ab, der wäre mulo (tot).»

Ich verstehe seine Haltung, denn die Vergangenheit hat gezeigt, dass sich die Zigeuner immer vor Verfolgung schützen mussten. Recht bekamen sie selten. Nur Hartnäckigkeit, Lebenswille und ihre Unbeugsamkeit vor den

Gadschogerichten (Gadscho = Nichtzigeuner) hat sie überleben lassen.

Wir fahren an die Aare und schlagen das Lager in der Nähe von Boningen SO auf.

Freitag, 12. August:

Nach dem Einkaufen geht Fritz Scheren schleifen. Kurz darauf kommt er zurück, irgend etwas habe ihn gestochen. Es jucke ihn am ganzen Körper wie ein «Satan». Tatsächlich werden der Arm und auch das Gesicht sehr schnell sehr geschwollen. Blasen hat er, am ganzen Körper. Eilig packen wir unsere Mofas, um einen Arzt zu suchen.

Der erste Doktor im Dorf ist nicht da, der zweite noch in den Ferien. Beim dritten Arzt klappt's dann, aber die Arztgehilfin schaut skeptisch. Erst im strahlend weissen Wartezimmer fällt mir zum erstenmal auf, dass wir doch ziemlich seltsam wirken müssen. Aber nie habe ich vorher das Gefühl gehabt, einer von uns stinke.

Ganz im Gegenteil: Der Rauchgeschmack, der uns vom Feuer anhaftet, ist mir lieb und für diese Zeit geradezu zum Symbol der Geborgenheit geworden. «Die Luft draussen hat eine reinigende Wirkung», hatte Fritz einmal gesagt.

«Wie heissen Sie?» – «Hä-feli Fritz.»

«Geboren?» – «13. 7. 58.»

«Adresse?» – «Hmmm, letzter Wohnort Halten SO.»

«Postleitzahl?» – «Weiss nicht.»

«Krankenkasse?» – «Keine.»

«Was, keine? Ja, gibt's das denn noch heute?» – «Ja, bei uns Fahrenden schon noch. Wir können das nicht bezahlen.»

Die Schwester schüttelt den Kopf: «Bezahlen Sie sofort?» – «Ich bezahle immer sofort.»

Im Zimmer breitet sich ein penetranter Zwiebelgeruch aus. Ich hatte nämlich Fritz sofort Zwiebelringe auf den Stich gelegt und mit einer Binde festgemacht. Medikamente waren keine da, und Schnaps desinfiziert auch.

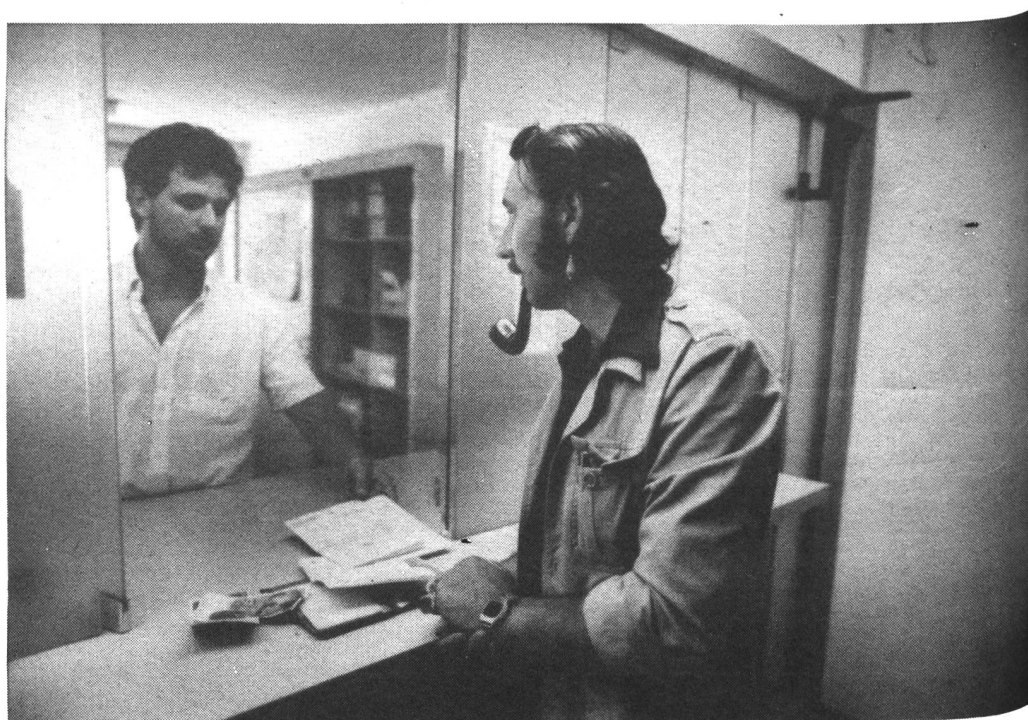
Der Arzt verpasst Fritz sofort eine Spritze und gibt ihm starke Medikamente. Weil Fritz Jenischer ist, muss er nur die Medikamente bezahlen. «Das war ein Hornissenstich», klärt der Arzt auf, «heutzutage so giftig wie ein Schlangenbiss.»

Durch das Umweltgift werden auch die Insekten immer giftiger. Ein Hornissenstich könnte einen Menschen mit einem schwachen Herzen umbringen.» Zurück im Lager sind alle in heller Aufregung. Zuviel stünde auf dem Spiel, wenn der Fritz als Arbeitskraft ausfallen würde. Da wäre kein festes Einkommen, keine Krankenkasse, kein Zuhause. Man lebt eben von der Hand zum Mund.

Samstag, 13. August:

Um halb sieben weckt mich Kaspar wie gewöhnlich mit einem feinen Nasenstüber. Ich bin sofort hellwach. Wir gehen fischen. Ich friere wie ein Schlosshund, da die Kleider, die ich gestern in der Aare gewaschen habe, noch immer feucht sind. Wir fangen einen Alet, den Kaspar mit einem Hieb ins Genick tötet.

Es fällt kein Wort an diesem kalten Morgen. Und doch habe ich plötzlich das Gefühl, dass wir uns unterhalten. Ja, es findet ein stummer Gedankenaustausch statt. Der alte Mann und ich verstehen uns.



Ich muss daran denken, was Kaspar letzthin am Lagerfeuer erzählt hat. Er war als kleines Kind vom Hilfswerk «Kinder der Landstrasse» der Pro Juventute seinen Eltern weggenommen und in ein Heim gesteckt worden. Später hatte er an verschiedenen Orten als Verdingbub gearbeitet und zusammen mit seinem Bruder immer seine Mutter gesucht:

«Eines Tages fuhren wir mit unseren Velos von Wildegg nach Brugg. Da kreuzten wir eine Frau. Ich sah nur ihre Augen und dachte: Die Frau kenne ich – es war meine Mutter, die ich seit meinem fünften Lebensjahr nicht mehr gesehen hatte.»

Sonntag, 14. August:

Um die Mittagszeit trifft die Verwandtschaft ein. Wir sitzen im Gras und trinken Wein und Bier. Fritz macht ein altes Versprechen wahr: Er holt Spiegel und Rasierpinsel aus der Sacoche: «Zum Schränziere (Hausieren) musst du sauber sein, sonst kaufen dir die Leute nichts ab», erklärt er seine Toilette.

Ich wasche mir die Haare im Fluss, und Kaspar passt auf, dass mir nichts passiert. «A däm isch e Mueter verlore gange», pflegt Rosmarie in solchen Momenten zu sagen. Tatsächlich passen Jenische überhaupt gut auf ihre Frauen auf; das «Aufreissen von Frauen» ist bei ihnen verpönt.

An diesem Abend sitzen wir noch lange am Lagerfeuer, wo Kaspar vom Tod spricht:

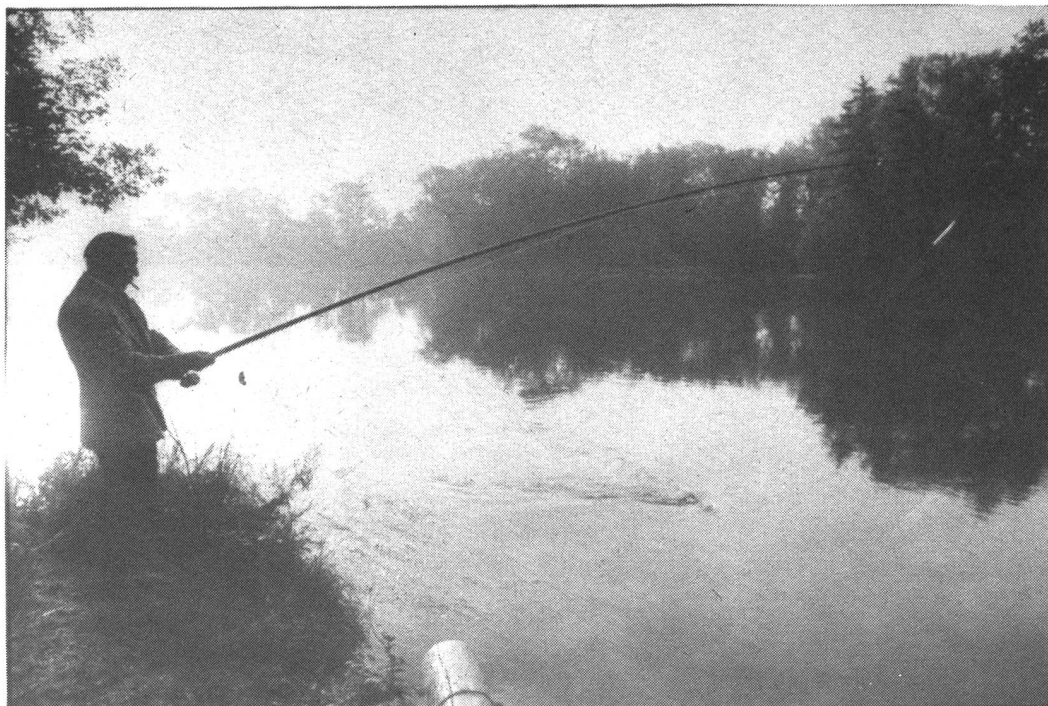
«Ich glaube an das Paradies», beginnt er, «dort wird es keine Schmerzen mehr geben, keinen Hunger, keine Kälte. Ich glaube auch, dass dort Gerechtigkeit gibt. Irgendwo muss es sie ja noch geben.»

Wisst ihr, für uns Fahrende ist der Tod die Erlösung, die absolute Freiheit, die uns niemand mehr nehmen kann. Ich habe keine Angst vor dem Tod. Nur das Leben lehrt uns die Angst; der Tod nimmt sie uns.»

Kaspar würde auch nie in ein Spital oder in ein Altersheim gehen. Er will am Wald sterben, «draussen, wo ich geboren wurde».

Montag, 15. August:

Heute geht es auf Reisen. Während die Männer in der Garage Körbe holen, räumen Rosmarie und ich den Lagerplatz auf, dann kann's losgehen. Aber schon auf dem Frauenstein fängt die Pinten-



kehr an. Es wird wohl nichts mit dem Hausieren. Dafür werden Tschuepergeschichten zum besten gegeben.

Gegen Abend erreichen wir schliesslich Itingen, wo wir im nahe gelegenen Wald unser Lager errichten.

Wenig später bekommen wir Besuch: Der Walti vom «Rössli» hat bereits gehört, dass «die Zigeuner» wieder im Land sind. Doch hier erscheint die Polizei nicht zur üblichen Kontrolle, da die Häfelis jeweils die dreitägige Aufenthaltsfrist immer einhalten.

Dienstag, 16. August:

Fritz und ich sind heute früh zum Hausieren aufgebrochen. Beim ersten Einfamilienhäuschen hören wir gerade noch, wie der Schlüssel im Schloss umgedreht wird.

Ein Schatten verschwindet hinter der Milchglastüre.

Hier ist nichts zu machen, und so fahren wir ein Dorf weiter nach Sissach, wo sich allerdings schon ein Korber niedergelassen hat. Im Restaurant «Turnerstübli» können wir um 14 Uhr ein paar Messer zum Schleifen abholen.

Kurz darauf taucht die Polizei auf und fragt wegen der Patente. Wir haben die Papiere. Während der Kontrolle schleift Fritz seelenruhig weiter. Einige Neugierige tauchen auf. Immerhin bringt einer auch gleich zwei Messer zum Schleifen mit.

Am Horizont zieht ein Gewitter auf; es sieht sehr nach Hagel aus. Eilig packen wir unsere Siebensachen zusammen und erreichen unser La-

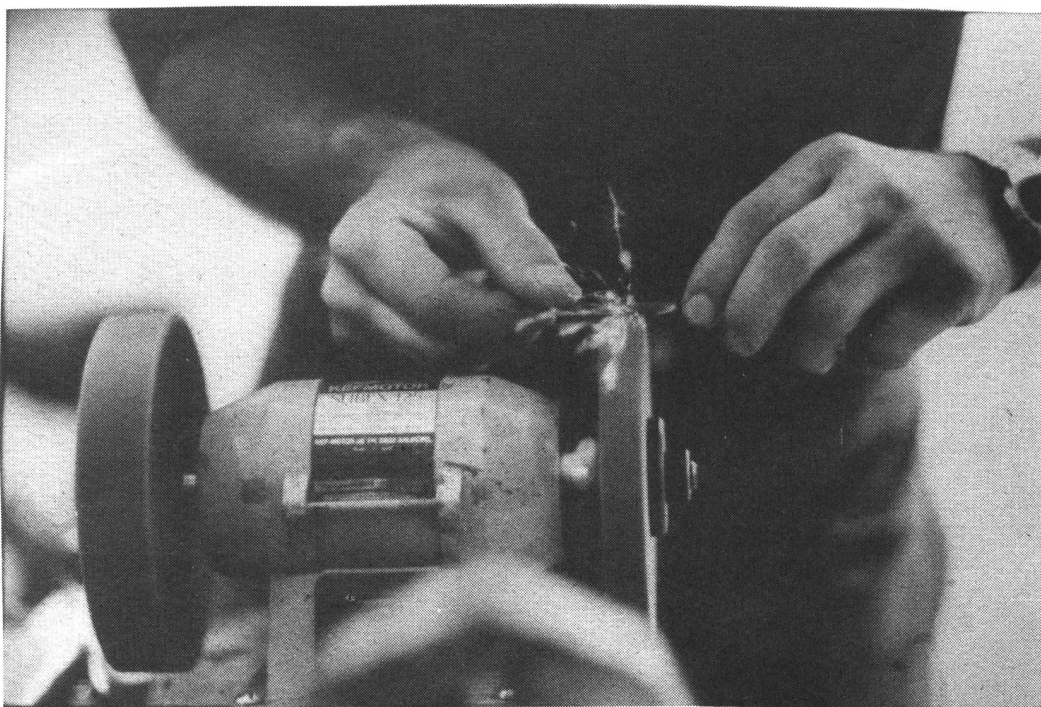
ger gerade noch vor den ersten, schweren Tropfen.

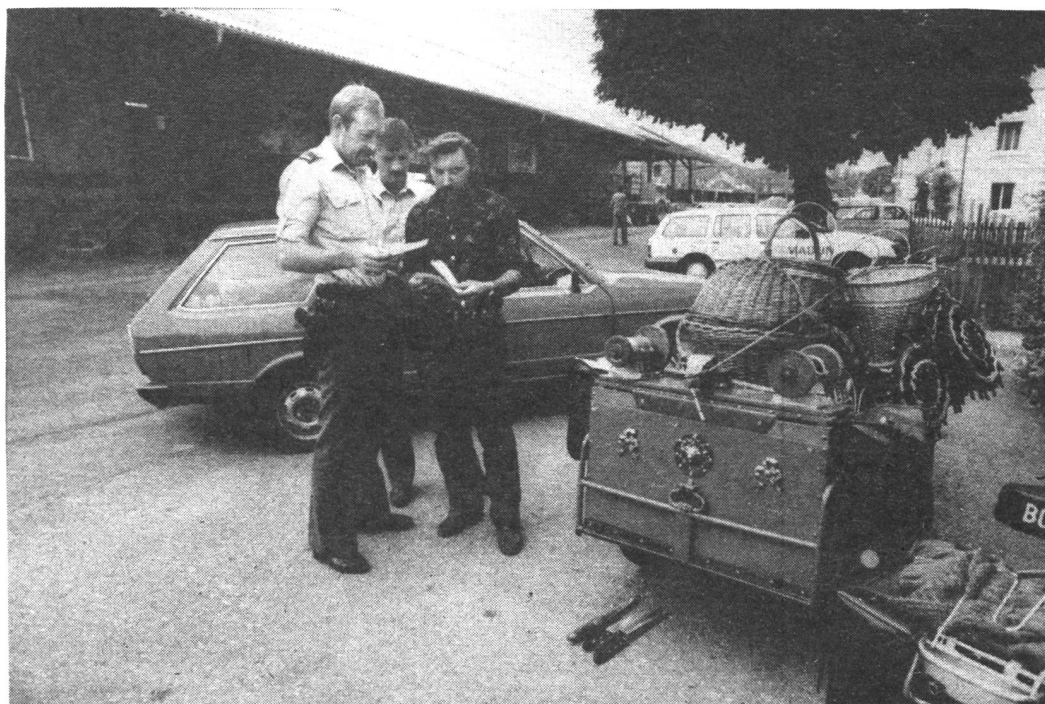
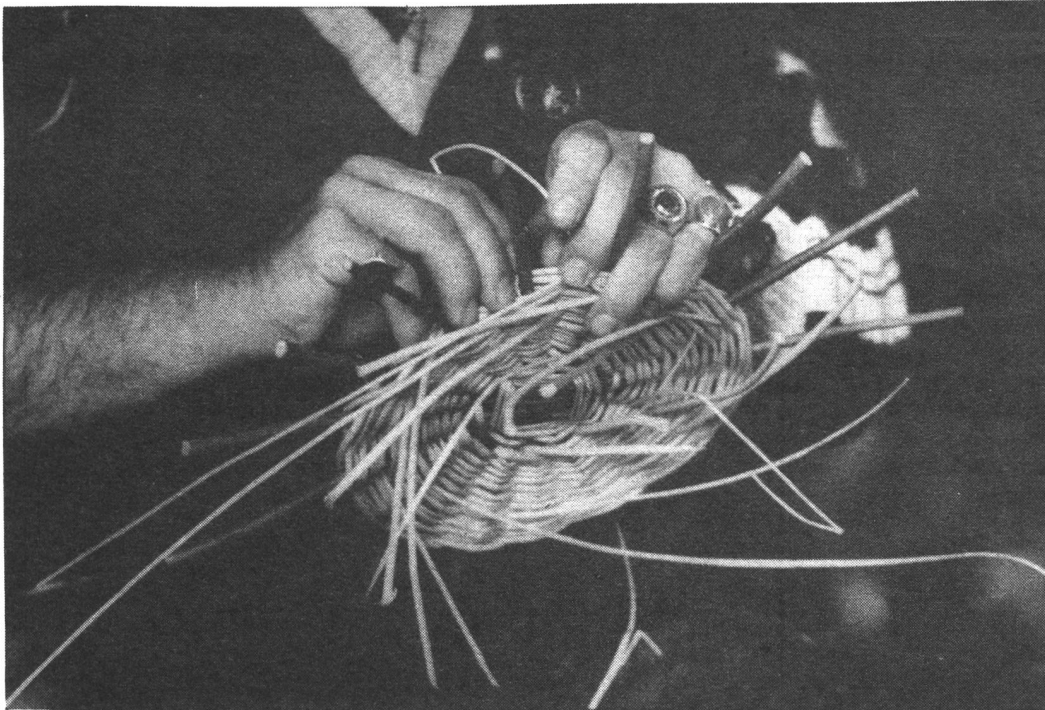
Trotz der Nässe rundherum hat Kaspar schnell ein kleines Feuer entfacht. Es gibt Spaghetti. Es ist ziemlich ungemütlich im Wald, wenn es derart giesst, doch die Spaghetti schmecken ausgezeichnet – auch wenn es dauernd auf den Teller tropft.

Heute kriechen wir früh unter unsere Decken. Ich friere. Er habe nie kalt, sagt Kaspar, und ein Schlafsack sei ihm ohnehin zu unsicher: Er fühle sich wehrlos in einem solchen Sack.

Mittwoch, 17. August:

Ich wasche mich frühmorgens am Bach unterhalb des Lagers. Dann packen wir zusammen, wobei wir die schweren Anhänger nur mit Mühe aus dem nassen Unter-





holz ziehen können.

In Liestal stellen wir unser Anhänger mitten in der Stadt auf, doch niemand zeigt sich kauf lustig.

Aussichtslos. Also weiter nach Birsfelden. Schnell das Lager aufstellen. Alle haben einen Bärenhunger. Den Platz kennen die Häfelis aus jener Zeit, da sie noch mit Pferd und Wagen unterwegs waren. Am Lagerfeuer finden sich alte Bekannte ein, unter ihnen der Dorfpfarrer.

Letztes Jahr sei er mit einer ganzen Konfirmandenklasse angerückt. Man habe Lieder gesungen, und selbst der Pfarrer habe am Wein nichts auszusetzen gehabt, gibt Fritz der lachenden Runde zum Besten.

Donnerstag, 18. August:

Heute früh hat uns der Pfarrer geweckt und auch gleich einige Messer zum Schleifen mitgebracht. Dann lädt er uns zum Frühstück in sein Haus ein. Ich muss das Lager bewachen.

**Zwar predigt
«Bern» Toleranz,
doch die
Freude darüber
ist bei
den Fahrenden
gemischt
mit Skepsis für
ihre Zukunft.**

Ein Polizist, der die Ausweise sehen möchte, leistet mir etwas Gesellschaft. Er mustert mich ungläubig, als ich ihm sage, dass ich freiwillig «mitzigeunere», wie er dem sagt.

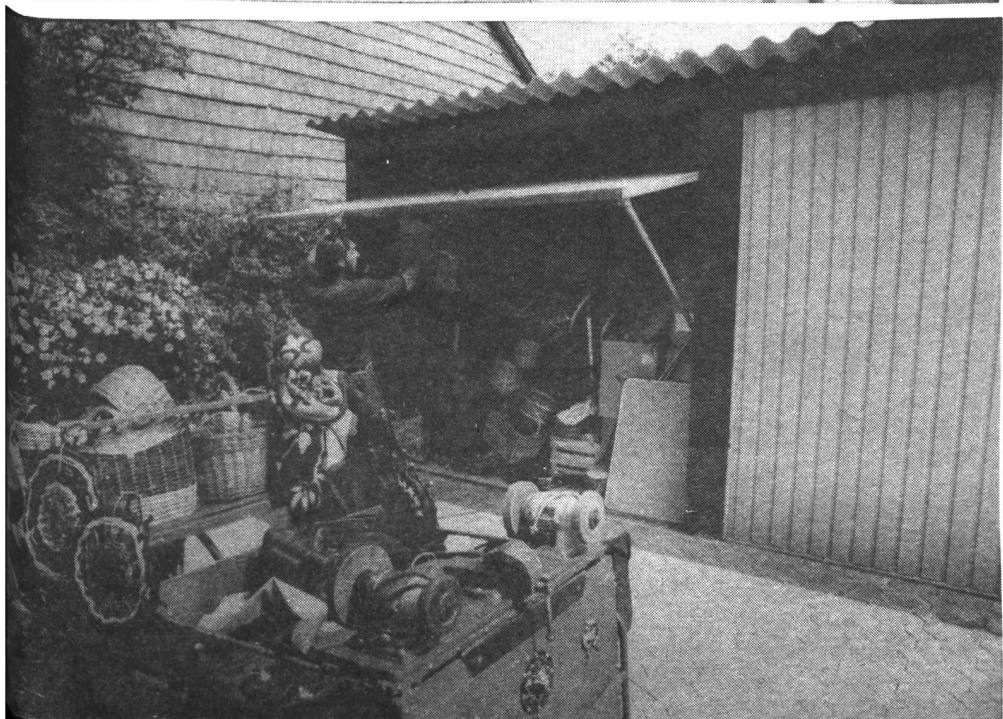
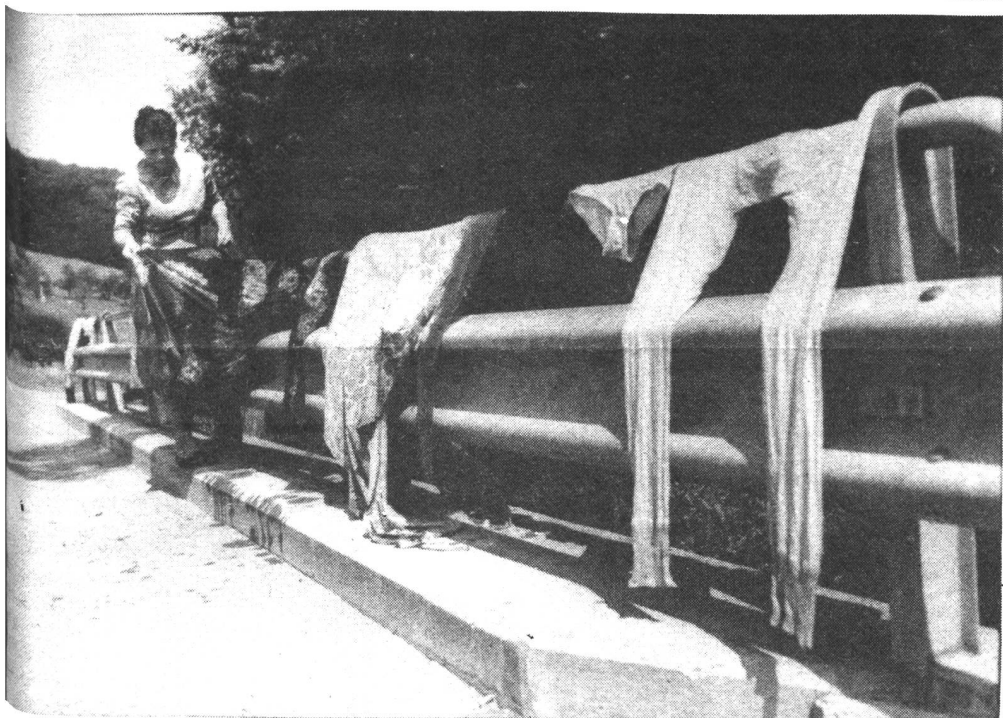
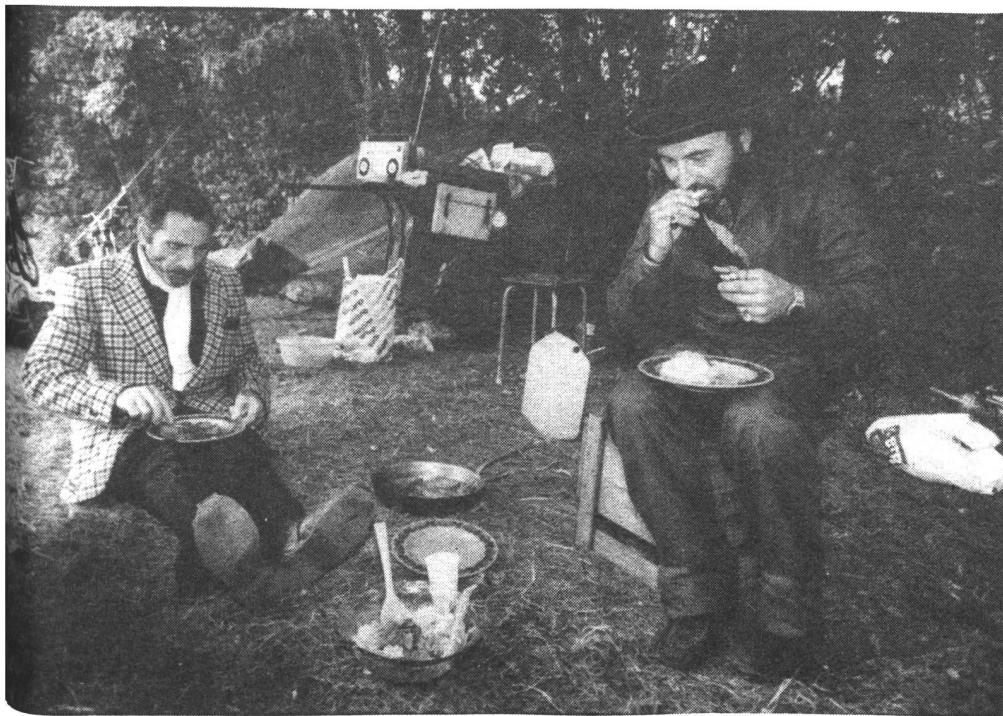
Ich frage nach Problemen der Polizei mit den Fahrenden.

«Schwierigkeiten haben wir vor allem mit ausländischen Zigeunern, die hier als Touristen einreisen und ohne Bewilligungen hausieren oder allerlei Schindluder treiben, bis sie genug verdient haben und dann wieder nach Frankreich oder Jugoslawien zurückreisen.»

Freitag, 19. August:

Wir fahren wieder in Richtung Sissach. In der Nähe soll eine Korberei zu haben sein. Es ist in den letzten Tagen viel darüber gesprochen worden und alle wären froh, einmal ein festes Winterquartier zu haben.

Aber noch etwas anderes spricht für eine Übernahme: «Es ist mit dem Fahren nicht



mehr wie früher», sagt Kaspar. «Die Existenz ist nicht mehr sicher, und immer mehr Gesetze kommen, die uns einschränken.

Die Gadschi sind immer mehr dem Stress und dem Leistungsdruck unterworfen und werden nur noch aggressiver gegen uns. Dabei wollen wir nur die grösstmögliche Freiheit für uns und verzichten auf den Luxus.»

Samstag, 20. August:

Beim Korber und seiner Frau werden wir mit Kaffee und Kuchen bewirtet. Es sei alles in Ordnung – nächste Woche könne der Vertrag unterschrieben werden. Bedingung ist allerdings die Übernahme des ganzen Lagers: Körbe und Widli (Weidenruten) im Wert von 6000 Franken.

Wir schauen uns gemeinsam die Räumlichkeiten an: eine kleine Drei-Zimmer-Wohnung mit angebautem Stall, der in die Korberei umfunktioniert worden ist. Rosmarie neben mir atmet hörbar auf. Sie habe überhaupt keine Lust, wieder bis zum ersten Schnee draussen zu sein wie letztes Jahr, hatte sie mir am Morgen gesagt.

Fritz holt wortlos ein paar Flaschen, um die Abmachung per Handschlag gebührend zu besiegeln. Anschliessend, im Restaurant, wird heftig debattiert: Woher das viele Geld nehmen? Doch zeichnet sich bald eine Lösung ab. Mutter Maria kann das Geld aufreiben.

Gegen Abend machen sich Rosmarie und Fritz fein für den Ausgang. Fritz hat auch sein Schwiizerörgeli bereit gestellt.

In der Dorfbeiz treffen sie auf ein paar übriggebliebene Musikanten einer Hochzeitsgesellschaft, und schon geht's los. Fritz intoniert Elvis Presley und erstaunt damit die Gäste: ein Zigeuner und Rock'n'Roll – auf einem Schwiizerörgeli!

Sonntag, 21. August:

Ausschlafen. Fritz reibt sich den Kopf. Er hat etwas zu tief ins Glas geschaut, gestern abend.

Kaspar zeigt mir einen Weiher in der Nähe, erklärt mir Bäume und Pflanzen. «Schau dir die Wälder an», holt er mich aus meinen Träumereien, «die Natur stirbt, und das ist nicht mehr aufzuhalten. Schon mein Vater hat zu mir gesagt:

Achte dich, wenn die Zeit gekommen ist, wo du das Scharotl (Zigeunerwagen)